

So ist in den frühen Beiträgen die Präsenz des Stimulus-Response-Modells noch sehr deutlich zu spüren. Zugleich wandelt sich das Verständnis vom akustischen Stimulus zum »quasi-persönlichen Reiz«, später (1981) läßt sich ein systematisches Denken nachweisen. Eine zweite Entwicklungslinie läßt sich anhand der behandelten Themen zeigen: Zunächst (1949) dominiert die Beschreibung der neuen Erlebniswelten, die die Medien schaffen: »Die moderne Technik hat nicht nur die Zahl und Stärke der Reize auf den verschiedensten Sinnesgebieten gewaltig gesteigert, sie hat auch psychologische Situationen geschaffen, die von denen der natürlichen Wahrnehmung erheblich abweichen.«

Diese Aufarbeitung der besonderen Bedingungen einzelner Medien verläßt Maletzke später zugunsten einer sich weiter öffnenden Perspektive, die nach den Funktionen und Folgen von Medien und nach der Weltgeltung von Kommunikation fragt. Zugleich verändert sich der erkenntnistheoretische Anspruch des Autors in zwei Richtungen: Zum einen weg von der statischen Deskription von Einzelercheinungen und hin zur prozeßorientierten kommunikationswissenschaftlichen Synopsis. Das von Maletzke entwickelte »Feldschema der Massenkommunikation« ist ein vorzüglicher Beleg für diese Entwicklung. Zum anderen fort von einer kommunikatorzentrierten und hin zu einer publikumsorientierten Perspektive. So versteht Maletzke die Sozialpsychologie der Massenkommunikation 1954 vor allem noch als Novum für den Kommunikator: »Mit dem Auftauchen der publizistischen Aussagemittel wurden sozialpsychologische Situationen und damit Erlebens- und Verhaltenslagen und -abläufe geschaffen, wie man sie in dieser Form vorher nicht gekannt hatte. Die Eigenart dieser neuen Tatbestände ist für die Wirkungen der Aussage von eminenter Bedeutung und muß daher vom Publizisten sorgfältig studiert werden.«

Dreißig Jahre später hingegen findet sich eine ungleich weitere Perspektive für die Anwendung der Kommunikationsforschung: Der Rezipient steht nun im Vordergrund, und die Frage der allmächtigen Wirkungen der Massenmedien, deren Einfluß auf Wahlentscheidungen, auf Kinder, – und die Sorge, daß die mittlerweile etablierte Kommunikationswissenschaft sich nicht zu

leichtfertig zum wissenschaftlichen Selbstbedienungsladen der Politiker entwickeln möge.

Maletzke ist unbedingt zuzustimmen, wenn er im Vorwort feststellt, daß »in den dreißig Jahren, über die sich die Beiträge dieses Buches erstrecken, ... die historisch-hermeneutisch orientierte Publizistikwissenschaft zu einer empirisch-analytisch arbeitenden Sozialwissenschaft, heute meist als »Kommunikationswissenschaft« bezeichnet [gewandelt hat]«. Zugleich wird diese Entwicklung am Kommunikationswissenschaftler Gerhard Maletzke autoptisch sichtbar: Er legt hier nicht nur ein Dokument seines wissenschaftlichen Werdeganges, seines Spektrums wissenschaftlicher Bemühungen und Interessen vor, sondern er schreibt damit zugleich auch ein Stück höchst instruktiver Geschichte der Kommunikationswissenschaft.

KLAUS MERTEN, Münster

Christian Breunig (Hrsg.): *Studienführer Publizistik / Journalistik / Kommunikation*. – München: Verlag Ölschläger GmbH <sup>2</sup>1989 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 15), 397 Seiten.

Je nachdem, wie man abgrenzt, stellt die Neuaufgabe dieses deutschsprachigen Studienführers, wie sein Vorgänger, zum überwiegenden Teil eine ratsame und immer noch gut verwendbare Orientierungshilfe dar. Dennoch ist die Neuaufgabe kritikwürdig; vor allem ist sie unvollständig. Schon in der Erstauflage 1987 blieben die Universitäten der DDR ausgespart, diesmal ebenfalls. Nicht allein deswegen ist die vorliegende Neuaufgabe innerhalb so kurzer Zeit schon wieder dringend und gründlich bearbeitungsbedürftig.

Legt man keine verbandspolitische Elle an, bleiben Auswahlkriterien und Präferenzen zumindest in einigen Fällen im Dunklen. Zum Beispiel behauptet Jürgen Wilke im Vorwort, der Bonner Studiengang sei »nicht mehr relevant«; der Herausgeber äußert sich nicht dazu. Wilke war 1987 amtierender Vorsitzender der DGesPKw. Weil sich beide Ausgaben ja in diesem Punkt nicht unterscheiden, frage ich mich,

wieso der Bonner Studiengang für »Kommunikationsforschung und Phonetik«, der nicht zu Unrecht auch im »Internationalen Handbuch für Rundfunk und Fernsehen« des Hans-Bredow-Institutes verzeichnet ist, für den zentralen Objektbereich dieses Studienführers »Kommunikation« nicht mehr wichtig sein soll und demzufolge »gestrichen« wurde. Beispiel Universität München: Zusammengefaßt sind die Studiengänge Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) und Journalistik. Weder Sprechwissenschaft und Psycholinguistik, noch Phonetik und Sprachliche Kommunikation mit gleichnamigem Institut werden erwähnt. Keinen Hinweis findet der Interessent auf das Seminar für Betriebswirtschaftliche Informations- und Kommunikationsforschung. Da außerdem auf den Seiten 383 f. über Theaterwissenschaft in Berlin, Erlangen und Gießen informiert wird, wüßte man gern, ob es dafür etwa in München und anderswo keinen Studiengang gibt.

Der Grundrahmen dieses Studienführers ist dichotom. Die Informationen sind aufgeteilt in »1. Wissenschaftliche Studiengänge für Kommunikationsberufe (Ausführliche Darstellungen)« und »2. Weitere Aus- und Fortbildungsangebote für Kommunikationsberufe (Kurzdarstellungen)«. Die Vorzüge dieser Einteilung und Zuordnungsversuche hat Lutz Goertz für die Erstauflage in der »Publizistik« ausgiebig herausgestellt (33. Jg. 1988/Heft 2–3, S. 608 f.); sie sind auf die Neuauflage wohlwollend übertragbar. Freilich ergeben sich auch Aspekte und Zuordnungsprobleme, die dazu motivieren, die Plausibilität dieses Prokrustes-Grundrahmens in Frage zu stellen. So finden sich in der Subklasse 2.4. im zweiten Teil mehrere kommunikations- und medienwissenschaftliche Hochschulinstitute mit Studiengängen (Essen, Frankfurt/Main, Hamburg, Münster, Oldenburg, Saarbrücken, Siegen und Tübingen [Schwerpunkt »Kommunikation« in der Empirischen Kulturwissenschaft]), die nicht dem »Kernbestand« (Teil 1) zugeordnet wurden, wohl deshalb, weil sie ihre Studiengänge nicht in der gewünschten Ausführlichkeit beschrieben haben. Dennoch gewinnt man den Eindruck, hier sei eine qualitative Zuordnungsentscheidung gefallen und die betroffenen Studiengänge und Hochschulinstitute gehörten eben nicht zum »Kernbestand« deutschsprachiger

Ausbildungswege für Kommunikation/Journalistik/Publizistik. Übrigens ist die Tübinger »Allgemeine Rhetorik« überhaupt nicht erwähnt, weder bei den sogenannten »Kern-Studiengängen für Kommunikationsberufe« (Teil 1) noch in der Subklassenspezifika des zweiten Teils. Warum? »Mit dem vorgelegten Studienführer bemüht sich die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, eine Orientierungshilfe . . . bereitzustellen. Der Studienführer richtet sich in erster Linie an Studienanfänger«, stellt Jürgen Wilke in beiden Ausgaben gleichlautend fest. Erstsemestern wird diese Dichotomie von »Kernbestand« und »dem weiteren Umkreis der Aus- und Fortbildung für Kommunikationsberufe« als im großen und ganzen unstrittig, normal und als ohnehin offiziöse Sicht der DGesPKw suggeriert. Angesichts des schmalen Segments an Journalisten, die aus einem Journalistik-Studium in der Bundesrepublik Deutschland hervorgehen, wird gerade im Hinblick auf Journalistik und Diplomjournalistik berufsbezogen unbedarften Abiturienten und Studienanfängern als Wirklichkeit vorgeführt, was sich im journalistischen und redaktionellen Alltag erst noch weitgehend durchsetzen muß. Wie realistisch wäre doch im Vorwort zur 89er Auflage ein Hinweis auf die in der Zeitschrift »journalist« (Jg. 1988/Heft 11) veröffentlichten Ergebnisse einer DJV-Umfrage zur Ausbildung von Volontären an Tageszeitungen gewesen! Nicht nur auf die grundrechtlich verbürgte Zugangsfreiheit zum Journalismus, sondern auf die reale Mehrgleisigkeit der meisten anderen Studiengänge quer durch die verschiedenen Fachbereiche, die alle unter anderem auch zum praktischen Journalismus führen können und dessen Facettenreichtum nicht unwesentlich mitbedingen, sollte doch ein Studienführer, der in gewisser Hinsicht mit dem Etikett DGesPKw auftritt, ausdrücklich und eindringlich aufmerksam machen. Selbst wenn sich die Diplomjournalistik im Zuge der deutschen Vereinigung und der leichter zugänglich gewordenen und vielleicht auch noch ideologisch entrümpelten Sektion für Journalistik an der Universität Leipzig dann in anderen deutschsprachigen Ländern weiter verbreitet, ist damit noch lange nicht gesichert, daß sie im Berufsleben entsprechend mehr Anklang findet.

Gut wären zudem einige ergänzende oder vorgeschaltete Überblickstabellen mit Fächerbezeichnungen, Ortsangaben, Studiengängen, Abschlußmöglichkeiten, Stichwörter zu den fachlichen Schwerpunkten, Fachbereichszuordnungen, Berufsfeldern und Restriktionen gewesen, die Studienanfängern wie Studienberatern eine rasche Orientierung erleichtern. Soweit ermittelbar, wären nähere oder wenigstens tendenzielle Angaben über die interdisziplinäre Valenz der jeweiligen Haupt- und Nebenfachstudiengänge mit Disziplinen jeweils anderer Fakultäten sinnvoll. Es spielt für die Studienortwahl eine nennenswerte Rolle, ob ein Fach mit zwei aus über siebzig anderen Fächern mehrerer Fakultäten kombinierbar ist, oder eben nur mit zwei aus sechs anderen derselben Fakultät. Wünschenswert ist auch ein Orts- und Sachindex für alle vorgeführten Ausbildungsgänge.

Der Herausgeber und der Autor des Vorwortes haben sich auch bei dieser Neuauflage wohl nicht erschöpfend darüber verständigt, wie dieser Band numerisch zu klassifizieren ist, ob es sich um die »2. überarbeitete« oder aber um die »3. durchgesehene Auflage« handelt. Die erste Version prangt auf der Titelseite, wird auf den ersten Seiten wiederholt und steht im Impressum; darüber halbfett die zweite Version. Für die zweite Version spricht auch das neue Vorwort: »Eine dritte Auflage wurde jedenfalls schon jetzt erforderlich. Dafür war eine abermalige Neubearbeitung weder möglich noch schien sie notwendig. Allerdings wurde der Band durchgesehen und zumindest . . . in den personellen Angaben aktualisiert.« Eingedenk der aufgeworfenen Einteilungs-, Präferenz- und Zuordnungsfragen ist das sicherlich ein akzeptables Resümee.

M. MICHAEL NICKL, Erlangen

Jay Robert Nash / Stanley Ralph Ross: *The Motion Picture Guide, 1927–1984*. – Chicago: Cinebooks Inc., 1984–1987, 12 Bände mit insg. 7968 Seiten (Bde. 1–10, S. 1–4181: Filmtitel; Bde. 11/12: Indexbände).

Das mit großen Fanfaren angekündigte Werk, dessen zwölf Bände bis einschließlich 1984 reichen und das inzwischen um Nachtragsbände

erweitert wurde, ist das umfangreichste Sammelwerk zum Stumm- und Tonfilm, das ein Verlag bisher vorgelegt hat. Es berücksichtigt rund 35 000 Titel, die zwar zeitlich etwas unglücklich gegliedert sind, aber doch dank der erschöpfenden Indexierung (wann endlich lernen europäische Verleger von ihren amerikanischen Kollegen, daß erst ein gutes Register ein Buch wirklich benutzbar macht?) auffindbar sind. Die Haupteintragung geschieht stets unter dem amerikanischen Titel. Zwar behaupten die Herausgeber, die internationale Filmproduktion sei angemessen berücksichtigt, aber wie bei einer amerikanischen Veröffentlichung gar nicht anders zu erwarten liegt das Schwergewicht auf amerikanischen (und britischen) Filmen. Die Durchzählung eines Buchstabens ergab einen Anteil von lediglich einem Zehntel nicht anglo-amerikanischer Titel.

Über die Auswahlkriterien der aufgenommenen Filme läßt sich natürlich trefflich streiten. Die amerikanischen Titel sind ziemlich erschöpfend aufgenommen. Sehr viel umfangreicher ist freilich der Filmkatalog des American Film Institute, der jetzt die Jahre von 1911 bis 1930 und von 1961 bis 1970 abdeckt und nicht nur mehr Titel enthält, sondern verlässlichere Daten liefert. Dan Geenberg hat in »Film Quarterly« (Winter 1987/88) ziemlich gnadenlos auf die Fehler, Auslassungen und Unebenheiten des vorliegenden Werkes verwiesen und beim Vergleich mit dem AFI-Katalog letzterem Werk den Vorzug gegeben. Ich kann das nur bestätigen. Dabei ist freilich zu berücksichtigen: Der AFI-Katalog enthält keine Wertungen und liefert meist knappere Texte zum Inhalt des Filmes, als dies der Motion Picture Guide tut. Dem Anschein nach ist ein Teil der Inhaltsbeschreibungen des Guide dem AFI-Katalog entnommen, wenn dabei auch die Formulierungen geändert worden sind.

Unbefriedigend ist die Angabe des Uraufführungsdatums eines Filmes, das immer mit dem Erstaufführungsdatum in den Vereinigten Staaten von Amerika gleichgesetzt wird. Das führt zum Beispiel dazu, daß der britische Film »Walk in the shadow« aus dem Jahre 1962 mit dem Jahr 1966 gekennzeichnet wird, als er in Amerika herauskam, und der schwedische Film »Valpurgisnacht« wird mit dem Datum 1941 versehen, obwohl er aus dem Jahre 1935 stammt. Es wäre